Nr. 32 — **Leipzig, den 31. Juli** — **1887**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Erntegedanken. 2 — Luther und die neutestamentliche Kritik: 3. Römisch-katholische Beurteilung der Vorreden; 4. Das Ergebnis für uns — Spanien: 2. Evangelisation: Matamoros und Genossen — Der Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte, mitgeteilt von Paul Heyse — Ein Aufruf des Zentralausschusses für die innere Mission — Vom Evangelischen Bunde: Studentischer Zweigverein in Leipzig; Generalversammlung in Frankfurt a. M. — Aus Siebenbürgen: Vergewaltigung deutscher Protestanten durch ihre Glaubensgenossen; Hebung des Kirchenbesuchs in Kronstadt — Verschiedenes: Kundgebung zum Prozeß Thümmel

Erntegedanken

2

Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. (Matth. 9, 37. 38.)

Wie oft dieses allbekannte Heilandswort auf Konferenzen oder bei Festen aller Art seine Auslegung schon gefunden hat, wer will das schätzen? Es ist aber auch ewig neu; denn wir meinen, daß selbst in der Herrlichkeit des vollendeten Gottesreiches der Lobgesang der Heiligen im Lichte das Anrufen Gottes in sich schließen wird, er wolle in Ewigkeit die rechten Arbeiter in seine ewige Ernte senden. Das klingt, als ob um selbstverständliche oder schon vorhandene Dinge sollte gebetet werden; aber wir werden im Schauen des Reiches Gottes über die Notwendigkeit und über die Wundergewalt des Gebetes wohl mancherlei erfahren, das wir jetzt gar nicht für möglich halten.

Der Herr Jesus redet von der Ernte im Reiche Gottes und klagt, daß der Arbeiter wenige sind. Es ist merkwürdig, wie das Gleichnis in unsern Tagen seinem Wortlaute nach wahr wird. Möglich, daß solcher Mangel an Erntearbeitern, wie er heutzutage fast aller Orten beklagt wird, zu des Herren Lebzeiten auch in dem sozial heruntergekommenen und seiner alten Ordnungen beraubten Palästina eingetreten war; ja das ist sogar wahrscheinlich, wenn doch das Gleichnis auf sofortiges Verständnis rechnen sollte. Jetzt ist die Klage bei unsern Landwirten eine allgemeine. Die schnell fortschreitende Lockerung des alten, festgefügten Verhältnisses zwischen Hausherrn einerseits, Gesinde und Tagelöhnern anderseits kann keinem Christenmenschen gleichgiltig sein. Der Gehorsam gegen das vierte Gebot nimmt unter der Hand eine ganz andre Gestalt an, indem die leidigen Worte „Angebot“ und „Nachfrage,“ „Arbeitskontrakt“ und „Lohnverhältnis“ aus ihrer frühern patriarchalischen Bedeutung sich zu gesetzlich bestimmten Rechtsformen verdichten. Die vierte Bitte wird von unserm Herrgott jetzt unter ganz andern Verhältnissen erhört als früher. Welche Folgen zieht das nach sich in dem sittlichen und auch in dem kirchlichen Volksleben!

Aber es wird nichts nützen, das Gleichnis im buchstäblichen Sinne zu nehmen und den Herrn der Ernte zu bitten, er wolle, wie früher, ausreichend Arbeiter in die Ernte senden, er wolle alte, wohlberechtigte Verhältnisse vor dem Aussterben schützen und sie neu beleben. Menschliches Wesen ist wandelbar. Die christliche Kirche muß lernen, auch unter solchen Arbeitern das Reich Gottes zu bauen, die als wandernde Mietlinge mit der Dampfmaschine ernten. Freilich eine schwere Aufgabe, deren Lösung man ernstlich nachgesonnen hat, ohne daß ein merkbarer Gesamtfortschritt zu spüren wäre. Aber das bleibt stehen als unfehlbare Thatsache, daß das Reich Gottes nicht darunter leiden darf, wenn altgewohnte Handhaben seiner Ausbreitung unsern Händen entfallen, daß unter allen Umständen weiter gearbeitet werden muß im Sinne des großen Säemannes.

Für diese geistliche Ernte fehlt es nicht minder an Arbeitern, heute noch, wie damals, wo jene Worte gesprochen wurden. Von solchem Mangel wird viel geredet, wo immer und was für christliche Liebesarbeit man treibt. Weil die Klage so alt ist und in der Hauptsache zu allen Zeiten sich hat hören lassen, so kommen wir fast auf den Gedanken, es sei so Gottes Wille. So lange das Reich Gottes seine irdische Gestalt trägt, wird vermutlich der Zeitpunkt nie kommen, wo man großen Schaaren, die sich zur Arbeit melden, sagen müßte: Wir brauchen euch nicht; es werden wohl immer wenig Arbeiter in der großen Ernte sein.

Die ganze Frage berührt sich so auf das engste mit den großen Weltgeheimnissen, die kein Sterblicher ergründet. Warum läßt Gott solche Schaaren in das tiefste Elend geraten, da es ihm doch ein Leichtes wäre, sie alle zu behüten, wie er doch Einzelne behütet, die ganz auf demselben Wege waren? Warum fordert die Arbeit am Menschenherzen zu allermeist eine solche unendliche Geduld? Warum ist sie dem Anschein nach so oft ganz vergeblich? Warum ist die Sünde eine solche Riesenmacht? Das sind Fragen, auf welche die Antwort fehlt. Und unter den wenigen Arbeitern, wie wenig wahrhaft tüchtige! Ein mustergiltiger Vorarbeiter ist geradezu eine Seltenheit, die nur hie und da ab und zu vorübergehend erscheint und nach ihrem Wegfall die empfindlichste Lücke läßt.

Aber der Herr Jesus sagt nicht: Werbt Arbeiter an, treibt und drängt die Menschen auf das Erntefeld hin! sondern: Bittet den Herrn der Ernte! Welch heilige Thorheit des Evangeliums, so ganz und gar gegen den gesunden Menschenverstand! Der allgewaltige Herr der Ernte, auf dessen Wink Legionen sich bewegen, will sich bitten lassen, Arbeiter für seine eigne Ernte zu versorgen. Wir sehen, welcher Nachdruck in dem Ausspruche, in dem Worte „bittet“ liegt. Durch das Gebet der Gläubigen geht die Ernte vorwärts; ohne solches Gebet geht vieles zu Grunde.

Welch ein Geheimnis, aber wie bewiesen und bewahrheitet durch die Erfahrung aller christlichen Jahrhunderte! Es giebt Erntefreuden im Reiche Gottes; aber wer sie haben will, muß beten können. Beten ist eine Kindesarbeit, und doch muß sie so schwer sein, sonst würde mehr Erntefreude in der Christenheit gefunden werden. Sie muß gelernt und fleißig geübt werden; nur lernt sie sich nicht wie eine Schularbeit. Man hat mit strenger Gebetsgewöhnung viel fleißige und gläubige Beter groß gezogen, aber ebenso auch viele Gebetsverächter und gebetsmüde Leute. Und in der Familie, im Hausverbande lernt sich das Beten immer noch leichter als in großen Versammlungen. Wenn auf einer Festversammlung viele Hunderte die Hände falten und das Haupt neigen, während der Sprecher sein wohl konzipirtes und wohl memorirtes Festgebet vorträgt, so fürchten wir, daß er oft der einzige ist, der betet. Nicht viel anders mag es sein, wo der Redner in freiem, hochbegeistertem Ergusse mit seinem Gott eindringlich und wie in heiligem Gebetskampfe

redet. Da redet eben eine Persönlichkeit, ein so fühlendes Herz wird ausgeschüttet, eine auf solche Weise gewordene Individualität giebt sich Gott hin. Wie viele können da mit, andächtig und von ganzem Herzen? Man sollte die Regel wohl beherzigen, die Professor Beck in Tübingen aufgestellt hat: „Das laute Beten für andre und in fremdem Namen bildet die Ausnahme und dann, wenn diese eintritt, sei das Gebet kurz, intensiv stark, nicht extensiv.“ Zweifellos hat ihm dabei die alte, in feste Formen gefügte Gebetsart unsrer Väter vorgeschwebt. Bei jenen Gebetsergüssen denken zu viele: Das ist mir zu hoch oder zu viel auf einmal, und entfremden damit ihr Herz der Sache. Es wird dabei bleiben müssen, daß die Lust zu jenem Wunder wirkenden Gebete durch den treuen Dienst der Predigt und Seelsorge, vor allen Dingen auch durch die treue Vorarbeit der bewährten Erntearbeiter geweckt werden muß. Wer im Sinne des Herrn beten kann um Arbeiter, der ist selber schon ein Arbeiter oder im Begriffe, einer zu werden. B K

Luther und die neutestamentliche Kritik

3. Römisch-katholische Beurteilung der Vorreden

Luthers Neues Testament wurde unmittelbar nach seinem Erscheinen in den streng katholischen Gebieten, in Baiern, in Oesterreich, in Brandenburg und im Herzogtum Sachsen, verboten. Nicht zum wenigsten der Vorreden wegen. Herzog Georgs von Sachsen Hofkaplan, Hieronymus Emser, schrieb 1523 ein eignes, fast zwei Finger dickes Buch: „Aus was grund unnd ursach Luthers dolmatschung uber das nawe testament dem gemeinen man billich vorbotten worden sey.“ Es hat mir in einem Exemplar vorgelegen, in das Emser selbst seinen Namen eingezeichnet hat. Da heißt es z. B.:

„Zum zehnten und letzten verkürzt Luther auch das Neue Testament und verwirft und verstößt etliche Bücher daraus, als nämlich die Epistel zu den Ebreern, die Epistel Jakobi, die Epistel Judä und die heimliche Offenbarung Johannis, welche doch die christliche Kirche vor tausend Jahren kanonisirt und dem Testament Christi eingeleibet hat, welcher mehr zu glauben, denn tausend Luthern. Daß aber Luther vorwendet, wie etliche aus den Alten an diesen vier Büchern selber gezweifelt haben, ist gar ein loses Argument. Denn sollte der ganzen christlichen Kirchen einträchtige Ordnung und Bewährung der kanonischen Bücher nit mehr Statt und Glaubens bei uns haben, denn etlicher einzelnen Personen Wahn oder Zweifel? Ja, wenn man ein Ding darum verwerfen sollte, daß etliche daran zweifeln, sollten die Ketzer (d. i. die Lutherschen) zuletzt nit allein die kanonische Schrift, sondern Christum selbst verwerfen wollen.... (so) daß allein dieser Prologus den christlichen Fürsten Ursach genug gegeben und vonnöten gewest, vielgemeldete seine Dolmetschung zu verbieten.“

Ganz ähnlich äußerte sich brieflich von Worms aus ein päpstlich gesinnter Domherr am 23. August 1523: „Wohin wird es kommen mit dem Lutherschen Grundsatz über die Erklärung und Autorität der Bibel? Er verwirft diese oder jene Bücher derselben als nicht apostolisch, als unecht, weil sie seinem Geist nicht zusagen. Andre werden aus gleichem Grunde wieder andre Bücher verwerfen; zuletzt wird man die ganze Bibel nicht mehr glauben wollen und sie behandeln wie irgend ein profanes Buch. Und dennoch schreit man darüber, daß Luthers Uebersetzungen dem gemeinen Manne verboten werden.“

Die modernen Katholiken urteilen ebenso: man findet, „die Faust Luthers, die schwer auf dem ehernen Bibelbuche zu Worms lastet, sei zum Symbol heilloser Vergewaltigung der Bibel geworden.“ Selbst ein früher lutherischer Pastor, der zum Katholizismus übergetretene Pastor Evers, früher zu Urbach im Hannoverschen, hat in seinem Buche: „Katholisch oder protestantisch? oder: Wie war's möglich, daß ein orthodox-lutherischer Pastor nach Rom gehen konnte? (1883)“ diese römische Beurteilung der Vorreden Luthers sich zu eigen machen können. S. 82 f. des erwähnten Buches spricht er von Luthers Stellung zur heiligen Schrift. Um zu beweisen, daß Luthers Urteile „die Autorität jedes einzelnen Subjekts“ aufrichteten, zitirt er einige Aeußerungen des bekannten, frommen und auch in den orthodoxesten Kreisen hoch geachteten lutherischen Bischofs Martensen von Seeland (geb. 1808, gest. 1884), in denen dieser sehr richtig über die eigentümlich lutherische Beurteilung der Autorität der heiligen Schrift im Gegensatz zur katholischen bemerkt: „Die Schriftautorität führt Gewißheit mit sich, weil sie keine bloß äußere Autorität ist, deren Inhalt nur darum, weil er geschrieben steht, geglaubt werden muß, übrigens aber dem Bewußtsein und dem inneren Leben immer ein Fremdes bliebe, was am Ende nichts weiter wäre als ein papierner Papst; sondern weil der Inhalt der Schrift, sei es Gesetz, sei es Evangelium, für sich selbst einsteht und seine Wahrheit erweist, und zwar im Gewissen und gläubigen Bewußtsein.“ — „Hier fußt — so kritisirt dann der Konvertit —, hier fußt die Gewißheit auf dem subjektiven Verhalten des Einzelnen; danach steht die Hofmannsche Versöhnungstheorie [Hofmann war Professor in Erlangen und starb 1877] gleichberechtigt mit der lutherschen, die kalvinische Abendmahlslehre ist gerade so wahr als die luthersche, Meyers gläubiges Bewußtsein [Meyer war einer der gelehrtesten und treuesten Bibelerklärer, Konsistorialrat in Hannover, starb 1873] erklärt mit gleichem Rechte die Kindheitsgeschichte bei St. Lukas und St. Matthäus für Sagen, wie Luther den Brief Jakobi für eine Strohepistel.“

4. Das Ergebnis für uns

Diese römischen Urteile sind jedenfalls lehrreich. Aber sind sie auch richtig? Es ist allbekannt: wer das Gruppiren von Zitaten versteht, kann Wunderdinge aus Luthers Werken herauslesen; Luthers „rumorender Geist“ (wie der sächsische Kanzler Brück einmal sagt) hat ihn nicht selten zu raschen Worten verleitet, die leicht mißbraucht werden können. Kann man aber durch Erwägungen dieser Art den Folgerungen ausweichen, zu denen Luthers Vorreden zu nötigen scheinen? Ich glaube nicht. Es handelt sich hier nicht um einige unbedachte Aeußerungen Luthers. Die Vorreden in seinem Neuen Testament wird Luther vor seinem Gott und vor seinem Gewissen ernstlich erwogen haben. Ueberdies hat Luther das, was sie aussagen, nicht bloß einmal ausgesprochen: nur die Vorrede zur Offenbarung hat er 1545 völlig umgestaltet, sonst aber sind die nach seinem Tode allmählich aus den Bibeln verschwundenen Vorreden in wesentlich derselben Gestalt, die sie 1522 erhielten, in allen spätern Ausgaben von ihm wiederholt worden. Nicht augenblickliche Einfälle, sondern Luthers festgegründete Meinung müssen wir in den Vorreden anerkennen.

Nun ist es freilich zu weit gegangen, wenn der Konvertit Evers aus diesen Vorreden meint schließen zu können, daß eine ablehnende, kritische Stellung zu einzelnen biblischen Geschichten, wie sie u. a. der verewigte Meyer für nötig hielt, direkt durch Luthers Autorität gedeckt sei. Das ist nicht richtig; denn den Büchern gegenüber, die er als kanonische anerkannte, hat Luther Zweifel in Bezug auf einzelne Stellen weder selbst geäußert, noch überhaupt bei ernsten Christen für denkbar gehalten. Man wird das für inkonsequent halten dürfen; aber es ist anzuerkennen. Davon vielleicht ein ander mal. In Bezug auf die Kritik des ganzen Kanons aber ist entschieden Luther selbst der Bahnbrecher der Kritik gewesen. Er hat — das beweisen eben die Vorreden unwiderleglich — ein Bewußtsein davon gehabt, daß die Sammlung der unser Neues Testament bildenden altchristlichen Schriften, ihre Ausscheidung aus der Menge derer, die zur Zeit jener Ausscheidung mit Unrecht den Anspruch auf apostolische Herkunft machten, ein im Laufe der Zeit erfolgtes menschliches Werk gewesen ist. Infolge dessen hat er für sich bei den Schriften, von denen er meinte, daß „sie vor Zeiten ein andres Ansehen gehabt“ hätten, das Recht in Anspruch genommen, anders zu entscheiden, als die Kirche seiner Zeit, und hat auch andern die gleiche Freiheit zugestanden. Da nun die Frage, welche Bücher vor Zeiten ein andres Ansehen gehabt haben, eine rein historische ist — eine Frage, über die Luther bei seiner beschränkten Kenntnis von der ältesten nachbiblischen christlichen Literatur noch gar keine abschließende Antwort geben konnte —, so hat Luther grundsätzlich die Berechtigung histo-

rischer Kritik eingeräumt. Wenn die ersten protestantischen Kirchenhistoriker, die streng „orthodoxen" Verfasser der zwischen 1559 und 1579 erschienenen sogenannten Magdeburger Zenturien, auch die Aechtheit des zweiten Petrusbriefes und des zweiten und dritten Johannesbriefes anzweifelten, weil ihre geschichtlichen Untersuchungen ihnen zeigten, daß man noch im vierten Jahrhundert über die Zugehörigkeit dieser Schriften zum Neuen Testament geschwankt hatte, so gab ihnen in der That Luthers Vorgang das Recht dazu.

Nun kann aber hier unmöglich ein quantitativer Maßstab gehandhabt werden. Wo immer von evangelischen Christen wissenschaftliche Bibelkritik in aufrichtigem Wahrheitssinn vorurteilsfrei betrieben wird, nach eben denselben Grundsätzen, die überhaupt für historische Kritik maßgebend sind, da ist solch wissenschaftliche Arbeit durch Luthers Autorität gedeckt.

Aber giebt man damit nicht zu, daß wirklich, wie die Römischen behaupten, die Luthersche Reformation die Mutter alles modernen Unglauben ist? Keineswegs. Vieles, was als eine Folge des großen Umschwungs der Zeiten, der im sechzehnten Jahrhundert erfolgte, anerkannt werden muß, stammt nicht aus der Reformation, sondern aus der gleichzeitigen, ja ältern humanistischen Opposition gegen das mittelalterliche Autoritätswesen.

Die Kritik, welche Luther geübt, die Kritik, der er die Bahn gebrochen hat — sie schadet dem christlichen Glauben nicht, weil sie nicht aus dem Unglauben stammt, sondern im Gegenteil aufs engste zusammenhängt mit der Stärke und Gewißheit des reformatorischen Glaubens. Der Katholik muß die Irrtumslosigkeit kirchlicher Entscheidungen der Vergangenheit um jeden Preis verteidigen. Denn fällt sie, so fällt das Fundament des römischen Katholizismus. Evangelisches Christentum aber ruht auf der lebendigen Erfahrung der seligmachenden Botschaft des Evangeliums. Eben deshalb, weil Luther diese Erfahrung besaß, weil er den Glauben besaß, der seiner Sache so gewiß ist, „daß er tausendmal darüber stürbe," eben deshalb konnte er den Mut haben, in Bezug auf die vier von ihm bezweifelten neutestamentlichen Schriften historische Fragen der historischen Kritik zuzuweisen.

Damit ist keineswegs der christliche Glaube von wissenschaftlicher, historischer Arbeit abhängig gemacht. Freilich ist auch das eine historische Frage, ob Luthers „Hauptbuch," der Römerbrief, wirklich von dem Apostel Paulus geschrieben ist; allein der Glaube an das Evangelium braucht nicht erst zu warten auf den historischen Beweis für diese Frage: das Evangelium bezeugt sich selbst dem suchenden Gewissen. Oder ist etwa auch unser Selbstbewußtsein abhängig von einem naturwissenschaftlichen Nachweis über die Entstehung desselben? So gewiß wir wissen, daß alle materialistische Naturwissenschaft mit ihrer vermeintlichen Weisheit nie wird beweisen können, daß unser Ich nichts sei als ein Ergebnis des zeitweiligen Beieinanderseins der materiellen Elemente, aus denen wir bestehen, bis wir zerfallen, so gewiß wird keine ungläubige Kritik die fundamentalen geschichtlichen Thatsachen wegzubeweisen vermögen, auf denen unser Glaube ruht. Mag die historische Kritik diese oder jene Meinung früherer Zeiten als zweifelhaft, als irrig erweisen: den Glauben an den Heiland, der für uns gestorben und auferstanden ist, damit wir durch ihn selige Gotteskinder würden, den wird sie uns nicht nehmen können.

Es ist ja freilich zweifellos, daß der Protestantismus, weil er der historischen Kritik des Kanons das Recht der Existenz von Anfang an zuerkannt hat, auch derjenigen Kritik sich nie ganz wird erwehren können, deren eigentliches Motiv nicht der geschichtliche Wahrheitssinn ist, sondern der Zweifel an dem Evangelium. Doch jeder evangelische Christ sollte einsehen, daß eine Furcht vor solcher Kritik nur aus dem Unglauben kommt. Wahrlich, es stünde schlecht um die Wahrheit des Evangeliums, wenn sie den Zugwind der freien Wissenschaft nicht vertrüge. Man lasse die Kritik ihre Wege gehen, auch wenn es einmal offenbare Abwege sind. So lange noch evangelischer Glaube lebendig ist in der wissenschaftlichen Theologie — und das wird gerade so lange dauern, als er in der Gemeinde überhaupt lebendig ist, denn auch die wissenschaftlichen Theologen gehen aus der Gemeinde hervor —, so lange braucht der Protestantismus sich vor der Kritik nicht zu fürchten, denn wir alle wissen: Der feste Grund unsers Glaubens ist nicht der von der Kirche der ersten Jahrhunderte zusammengestellte neutestamentliche Kanon, sondern das Evangelium von Jesu Christo, das keine Kritik aus ihm herausbeweisen wird. L

Spanien

2. Evangelisation: Matamoros und Genossen

Die neuere Evangelisationsarbeit in Spanien ist jetzt etwa ein Menschenalter alt. Ein junger Katalonier, Franzisko de Paula Ruet aus Barcelona, begab sich nach Italien, um in Turin Rechtsstudien zu treiben — die „spanischen Glaubenshelden" des Fräulein Christ sagen, er sei dort als Sänger aufgetreten —: da sah er eines Tages Leute in einen Hof gehen, folgte ihnen, hörte den bekannten frühern Jesuitenzögling und nachherigen Waldenser de Sanctis predigen und ward von ihm gewonnen. Als 1855 in seinem Heimatlande die Revolution ausbrach — welche übrigens auch von Engländern benutzt wurde, um in Ruets Vaterstadt 10000 Bibeln drucken zu lassen — kehrte er zurück, predigte in Barcelona auf offenem Markte, wurde gefänglich eingezogen, aber freigesprochen, zum zweitenmale nachts aus dem Bette geholt und festgesetzt, abermals, und diesmal unter der Teilnahme vieler der angesehensten Barcelonesen, freigesprochen, dann aber unter der Reaktion zum Feuertode (!) verdammt und, da solch Urteil nun doch nicht mehr wohl zu vollstrecken war, nach siebenmonatlicher Gefängnishaft zu lebenslänglicher Verbannung und Tragung aller Kosten verurteilt; auch für den Fall, daß er reuig in den Schoß der römischen Kirche zurückkehren sollte, sprach man ihm jede Fähigkeit zu einem öffentlichen Amte ab. Da er bei Verkündigung des Gerichtsspruches etwas lächelte, fragten die Richter, ob ihm das Urteil lächerlich schiene; er erwiederte, es käme darauf an, ob ihre Regierung oder sein Leben länger dauern werde; er seinerseits hoffe noch in Madrid zu predigen. Und dreizehn Jahre später konnte der damalige Predigtamtskandidat Fritz Fliedner ihn dort am Ostersonntage predigen hören und mit etwa fünfzig Spaniern das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen.

Die Zwischenzeit hindurch hatte Ruet in Gibraltar, dem einzigen Zufluchtsorte der Gewissensfreiheit auf der Pyrenäenhalbinsel, gewirkt und daselbst eine evangelische Gemeinde gesammelt. Der Ton der Glocke des protestantischen Bethauses lockte eines Sonntags Abends 1858 einen jungen spanischen Offizier, der vorüberschritt, einzutreten; er war erstaunt, etwas ganz andres zu finden, als er gewohnt war, aber es ergreift ihn so mächtig, daß er sich alsbald ein neues Testament verschafft, Nacht und Tag liest, Protestant und Bote des Evangeliums wird: Manuel Matamoros. Nun wurde im Jahre 1860 der Hutmacher José Alhama zu Granada in Untersuchung gezogen, weil er einem Zöglinge des dortigen geistlichen Seminars, der sich durch Bibellesen verdächtig gemacht hatte, zur Flucht verholfen. Man hielt Haussuchung und fand Briefe bei ihm, welche Anlaß wurden, daß man auch Matamoros verhaftete. Am 8. Oktober 1860, morgens $^1/_2$7 Uhr, klopften zu Barcelona Polizeibeamte an seine Thür, wie ein uns vorliegender Bericht sich ausdrückt: „um als Fühlhörner eines Ketzergerichts zu operiren." Was seinen Leidensgefährten Alhama angeht, so war dieser durch einen Traktat, wie solche von England aus damals in Spanien verbreitet wurden, veranlaßt worden, ein Neues Testament zu erwerben und so zur Erkenntnis nicht nur, sondern auch zur Verbreitung des Evangeliums gelangt.

Da Matamoros sich weigerte, seine protestantischen Freunde zu nennen, warf man ihn ins Gefängnis und befahl dem Kerkermeister, ihn mit aller Strenge zu behandeln, ein Auftrag, dem der Schließer so pünktlich nachkam, daß er dem Gefangnen erst am Abend einen Tropfen Wasser gab und erst folgenden Tages ein Lager bereitete. Drei Tage später folgte das erste, nach acht Tagen das zweite Verhör. Da Matamoros erklärte, er bekenne sich zur Religion Jesu, schöpfe seinen Glauben nur aus

der heiligen Schrift und könne die Dogmen der römischen Kirche nicht anerkennen, schlugen die Richter gewaltige Kreuze und sandten ihn als Ketzer ins Gefängnis zurück. Seine Mutter that alles mögliche, um seine Freilassung zu erbitten: umsonst. Es hieß, er sei wegen politisch-religiöser Verschwörung verhaftet. Jetzt verlangte das Gericht zu Granada, welches seine Festnahme angeordnet hatte, daß er nach dort transportirt werde. Mitten im Winter sollte er den viele Meilen weiten Weg mit mehreren Verbrechern zu Fuß machen. Doch wurde, da Matamoros an Blutsturz litt, auch die Zeitungen schon sich der Sache annahmen, ihm zuletzt gestattet, auf seine Kosten zu Wasser bis Malaga und von da bis Granada zu Pferd oder zu Wagen zu reisen. In Granada umschlossen ihn sofort die finstersten Kerkermauern. Indessen setzte der Engländer Sir Robert Peel wenigstens soviel durch, daß man ihn im Januar des folgenden Jahres (1861) in ein besseres Gelaß brachte; später führte man ihn in das Gefängnis Audiencia, wo auch Alhama saß. Eifrigst wurde nach andern Ketzern gefahndet; mehrfach wurden Männer herzugeschleppt, die man dann doch als unschuldig wieder entlassen mußte. Einen von diesen vermeintlichen Ketzern sperrte man mit Matamoros in eine Zelle; Matamoros trat dem bejahrten Manne, dem man kein Lager gegeben, sein eignes Bett ab. Ha, hieß es nun, das sind Verbündete, Verschworene. Und doch kannte keiner von beiden den andern.

Im Juli 1861 brach zu Loja, einer Stadt zwischen Granada und Malaga, eine Empörung aus. „Tod dem Papste," war das Losungswort der Verschworenen. Das war nun natürlich für die Regierung ein herrliches Mittel, die Angelegenheit Matamoros damit in Verbindung zu bringen und ihn zum politischen Verbrecher zu stempeln. Die Folge war, daß man ihn am 8. Juli in ein enges, tiefes, ungesundes Loch sperrte. Am dritten Tage verfiel er in ein hitziges Fieber. Drei Tage lang hielt er still in seinem Jammer aus. Endlich verlangte er nach einem Arzte, — man verweigerte sein Gesuch. Er bat um Arznei, — man gab sie ihm nicht. „So lag ich acht Tage, schreibt er selbst, vom Fieber geschüttelt, unfähig, mich zu bewegen, bis die Gnade Gottes mich wieder genesen ließ." Einsam saß er in seinem ekelhaften Loch, ohne frische Luft, ohne Arzt, ohne Freund.

Für den jesuitischen Plan, die eingekerkerten Protestanten als politische Aufrührer zu brandmarken, suchte man nach Beweisstücken. Endlich erkaufte man einen Mitgefangenen, einen zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilten Strolch, gegen Versprechung der Freiheit und 8000 Realen eine Spur von Verdacht auszumitteln. Diesem Menschen hatte Matamoros eines Tages etwas Geld eingehändigt, um dafür einige notwendige Gegenstände einzukaufen; spornstreichs eilt der Schurke zum Staatsanwalt, zeigte ihm das Geld und erzählt, Matamoros habe ihn mit demselben bestechen wollen, daß er nicht gegen ihn zeuge. Dieser Elende entriß ferner dem Matamoros mehrere Briefe, die er aus Dublin von Pfarrer Ruet und von seiner Familie empfangen hatte, und wußte sogar ein Taschentuch des Gefangenen zu entwenden. Mit diesem begab er sich zu Alhamas Frau und ersuchte sie, indem er das Tuch als Siegel seiner Sendung vorzeigte, im Namen Matamoros, ihm bewußte Papiere einzuhändigen. Die Frau glaubte dem Spion, äußerte aber, daß sie keine Papiere besitze. Trotzdem beschwor er vor der Behörde: Alhamas Frau besitze schriftliche Dokumente, die sie nicht herausgeben wolle. Nun wurde die ganze Familie ergriffen und in einsame Zellen eingesperrt. Wohl mußte man die Familienglieder nach vierzehn Tagen wieder frei lassen, weil jeder Beweis einer Schuld mangelte; Alhamas Mutter indessen, eine Greisin von 72 Jahren, blieb im Kerker.

Am 22. Juli endlich stellte man Matamoros vor ein Kriegsgericht. Die Anklage lautete: Matamoros habe den Plan zur Empörung in Loja entworfen; er habe mit dem Haupte der Aufrührer im Gefängnis eine Unterredung gehabt; er habe die Verschworenen mit Geld unterstützt; er habe seinen früheren Gefangenwärter bestochen, zur Befreiung der Gefangenen die Hand zu bieten, und er beabsichtige, sich an die Spitze der Empörung in Granada zu stellen, wobei das Losungswort: Tod dem Papste!

Aber trotz aller möglichen Kunstgriffe, trotz aller falschen Zeugnisse sah sich das Gericht genötigt, Matamoros von der Schuld an politischem Aufruhr freizusprechen. Der Sieg war umso glänzender, als einer von den falschen Zeugen, dem endlich das Gewissen erwachte, in seiner Verzweiflung zwei Versuche machte, sich selbst zu entleiben, und da diese mißlangen, vor das Zivilgericht trat und hier ein offenes Zeugnis ablegte, wie er heimlich bearbeitet und bestochen worden sei, um gegen die Gefangenen falsche Aussagen zu machen.

Gleichwohl erhielt Matamoros nicht die Freiheit. Konnte man ihn nicht politischer Verbrechen zeihen, so griff man ihn nun wieder wegen religiöser Umtriebe an. Er mußte im Gefängnis bleiben und das Gericht verurteilte ihn als Ketzer zu elf Jahren Galeerenstrafe. Matamoros appellirte; aber er erreichte nichts weiter, als daß jene furchtbare Strafe auf acht Jahre ermäßigt wurde. Alhama und der Mitangeklagte Trigo wurden ebenfalls zu Galeerenstrafe verdammt. Doch der damit noch nicht zufriedene Staatsanwalt legte am 14. Oktober 1862 gegen diesen richterlichen Spruch Berufung ein und verlangte: 11 Jahre Galeerenstrafe für Matamoros, Alhama und Trigo, 8 Jahre desgleichen für 12 andre Protestanten, die das Gericht freigesprochen hatte, und 8 Jahre für alle flüchtigen oder gegen Kaution auf freien Fuß gesetzten Protestanten. Das Obergericht in Granada verurteilte schließlich Matamoros und Alhama zu 9 und Trigo zu 7 Jahren Galeerenstrafe.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch die ganze Christenheit über diesen Urteilsspruch, der sich auf Art. 125 des spanischen Kriminalgesetzes — zum Schutze der katholischen „Staatsreligion!" — stützte. Die Regierungen und religiösen Vereine in England, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, der Schweiz, Holland, Oesterreich, Baiern und Frankreich sandten Deputationen; 30000 katholische Frauen aus Frankreich und viele evangelische Frauen in Oesterreich und Holland u. s. w. richteten Petitionen an die Königin von Spanien zu Gunsten der so grausam behandelten Gefangenen. Erst ein eigenhändiger Brief des preußischen Königs Wilhelm, jetzigen deutschen Kaisers, blieb nicht ohne Wirkung. Ende Mai 1863 wurde die Galeerenstrafe auf dem Gnadenwege in ebenso viel Jahre der Verbannung umgewandelt; man sagte, aus Furcht, die Gefangenen möchten noch andre Sträflinge zum Protestantismus verleiten. Zweiundeinhalb Jahre Kerkerhaft waren darüber vergangen. Eiligst mußten die Unglücklichen Heimat und Familie verlassen, nicht ohne unterwegs noch von fanatischem Pöbel mißhandelt zu werden. Am 1. Juli landeten sie in England, außer Matamoros, Alhama und Trigo noch Marin, Gonzalez und Carrasco, welche aus den Gefängnissen von Malaga kamen.

Matamoros ist im Sommer 1866, zweiunddreißig Jahre alt, zu Lausanne verstorben. Ein Jahr vorher, 1865, hatte ein Mann die Augen geschlossen, welcher ebenfalls hier genannt zu werden verdient, Don Luis de Usoz i Rio, der sich angelegen hatte sein lassen, alle Schriften spanischer Reformatoren zu sammeln und heimlich durch einen Setzer, der mit Gefahr seines Lebens und seiner Gesundheit im Keller arbeitete, setzen und drucken zu lassen. Der Engländer Benjamin Wiffen hat Sorge getragen, daß diese wertvollen alten Reformationsschriften zu Ende gedruckt und in Sicherheit gebracht wurden. Don Luis de Usoz hat die Freiheit seines Vaterlandes nicht mehr erleben sollen. Anders Antonio Carrasco, der, seit 1868 Spanien dem Evangelium geöffnet ward, dasselbe auch noch in Madrid durch eine Zeitschrift La Luz (das Licht) verkündigen durfte. Er hat 1873 an der Versammlung der evangelischen Allianz in Newyork teilgenommen; aber der Dampfer, der ihn heimbringen sollte, versank und mit ihm Carrasco, sowie sein Freund Professor Pronier aus Genf. Ruet, dessen wir Eingangs gedachten, ist aus seiner evangelischen Arbeit, ebenfalls zu Madrid, 1879 abgerufen worden. H

Der Roman der Stiftsdame

Eine Lebensgeschichte, mitgeteilt von Paul Heyse

Es freut mich, über dies neueste größere Dichtwerk Heyses ein günstigeres Urteil fällen zu können, als das in Nr. 28

d. Bl. über sein jüngstes Lustspiel „Unter Brüdern“ ausgesprochene. Ich kenne jenes Lustspiel nicht, das dort als ein „christentumsfeindliches Tendenzstück“ bezeichnet wurde; aber den früheren Roman von Paul Heyse „Die Kinder der Welt“ kenne ich und weiß, daß ich ihn einst mit dem tiefsten Mißbehagen gelesen habe, auch daß er manchen Seelen zu einer schweren Versuchung geworden ist. Nach diesem Romane, der alle Vertreter des Christentums mit den schwärzesten Farben malt, alle Vertreter der Gottlosigkeit als glänzende und bewunderungswürdige Menschen schildert, begriff ich nicht, wie zwischen Emanuel Geibel und Paul Heyse ein Verhältnis gegenseitiger hoher Anerkennung bestehen konnte, und ich war gefaßt, in dem Roman der Stiftsdame wieder ein Kunstwerk anzutreffen, dessen Genuß einem verdorben würde durch eine fortwährende Entstellung des Heiligsten. Ich bin sehr angenehm enttäuscht worden. Man könnte geneigt sein, dies darauf zurückzuführen, daß hier nicht Heyse selber erzählt, sondern nach einer kurzen Einleitung nur mitteilt, was ihm von einem kürzlich Verstorbenen zur Veröffentlichung anvertraut war. Denn anscheinend haben wir es hier nicht bloß mit einem Ichroman zu thun, sondern geradezu mit einer wirklichen Geschichte, die der Held lediglich als wahrheitsgetreuer Chronist aufgezeichnet hat. Indessen ist das gewiß nur eine schriftstellerische Einkleidung: Herr Johannes Weißbrod sieht doch in Sprache, Empfindung, Auffassung und Darstellungskunst Herrn Paul Heyse zu ähnlich, um diesem irgendwelche Verantwortung für seine „Lebensgeschichte“ abnehmen zu können. Der Zweck, um dessen willen der Dichter diese Einkleidung gewählt, ist aber erreicht worden und unsrer Billigung sicher, weil aus dem eignen Munde des schwärmerischen Verehrers der Frau, welche die eigentliche Heldin dieser Doppellebensgeschichte ist, der glühend begeisterte Ton, mit dem alles von ihr Ausgehende geschildert wird, natürlicher ist als aus dem Munde eines unbeteiligten Dritten und zugleich unsre Teilnahme für den Erzähler eine wärmere und unmittelbarere wird.

Die Vorzüge sämtlicher früheren Dichtwerke Heyses fehlen auch diesem nicht, und dazu finden sich neue, die wir sonst vermißten. Eine Sprache von edelster Reinheit und süßem Wohllaut entzückt das Ohr, die doch keineswegs eintönig wird, sondern sich der Art der verschiednen redenden Personen vortrefflich anschmiegt; Charaktere und Situationen werden mit wenig Strichen meisterhaft gezeichnet, und das Interesse wächst unwillkürlich bis zum Ende, ohne je durch verwerfliche Mittel zu einer wilden Aufregung hinaufgeschraubt zu werden. Es liegt über dem ganzen Buche ein Hauch des Friedens. Gemeinheiten werden berichtet, doch nicht ohne das Urteil darüber richtig anzuleiten; als einen Verteidiger der Sinnlichkeit giebt sich hier der Dichter nirgends. Denn wer wird den Dichter verantwortlich machen für jeden Grundsatz, den eine der handelnden Personen einmal unwidersprochen hinwirft, z. B. den des Onkels Joachim, daß es besser sei, sich in der Jugend auszutoben, weil man andernfalls unfehlbar im Alter dumme Streiche mache? Im ganzen konnten meine Sympathien und Antipathien immer da sein, wo die des Erzählers waren, und muß ich ihn von karrikirender Entstellung durchweg freisprechen.

Ich möchte den zukünftigen Lesern nicht durch eine dürre Inhaltsangabe von ihrem Genuß etwas rauben. Es genüge zu sagen, daß der Held ein Kandidat der Theologie ist, der sich auf seiner ersten Hauslehrerstelle in eine Nichte des Hausherrn, eines märkischen Barons von heuchlerischer Orthodoxie und sittenlosem Wandel, verliebt und dieser Liebe treu bleibt, obwohl sein Gegenstand ihm unerreichbar ist. Das Stiftsfräulein Luise verwandelt den dünkelhaften Pietisten in ein weitherziges, bescheidenes Weltkind; der Schauspielerfrau Luise zuliebe hängt er den Hauslehrer- und Theologenberuf endgiltig an den Nagel und verweilt jahrelang bei der wandernden Schauspielertruppe, deren Direktor Luisens Mann ist. Zuletzt leben die beiden, nachdem Luise ihr einziges Kind durch den Tod und ihren Mann durch dessen Zügellosigkeit verloren hat, in einer kleinen brandenburgischen Stadt still in innigem Geistesverkehr neben einander, er als Bürgerschullehrer, sie im Spittel vor dem Thore, halb aus Gnaden der Stadt, halb als der gute Geist, die größte Wohlthäterin des Städtchens. Erst sterbend bekennt sie ihm, daß sie auch ihn in Wahrheit lieb gehabt, wie eine Frau ihren Mann — und ihm scheint sein Leben unendlich reich und glücklich, obwohl er die Sonne desselben nur einen Augenblick besaß, gerade genug, um sie verlieren zu können.

Von einer Feindschaft gegen das Christentum, einem bewußten und gewollten Kampf gegen dessen Grundanschauungen bemerkte ich in dem Buche nichts. Der innerlich gemeine Freiherr, dessen Mund von frommen Phrasen überquillt, gefällt uns freilich nicht; aber ist seine Gestalt eine böswillig erfundene? Ist sie nicht ebenso lebenswahr wie die des begabten Schauspielers, dessen glänzende Erscheinung und edle Anlage selbst einer Luise Herz so gewinnen kann, daß sie für ihn, zumal nachdem ihm von ihren Verwandten schweres Unrecht zugefügt worden, alles opfert, und der später doch trotz ihrer weihenden Nähe an den Gefahren seines Standes, an Selbstverherrlichung und Genußsucht zu Grunde geht, nachdem er den letzten Rest von innerer Wahrheit und von Gemüt verloren hat? Der Kandidat mit den langen Locken und dem Johannesscheitel ist samt seiner ersten Predigt auch kein Unikum, und die Kritik, die Luise an diesem seinen Wesen übt, werden wir alle unterschreiben, wenn wir auch seine Bekehrung zur „Welt“ etwas zu gründlich finden. Eine Frau wie Luise vollends würde jeder Christ gewiß tief verehren, womit noch nicht gesagt ist, daß er ihr in all ihren Handlungen und Ansichten Recht geben müßte. Drei Pastoren lernen wir in dem Romane als Nebenfiguren kennen: einen achtzigjährigen von Gicht geplagten auf dem Dorfe, wo der Kandidat Hauslehrer wird, eine ehrwürdige, lautere Gestalt, dessen Predigt aus väterlichem Herzen quillt und, wenn auch der Freiherr dabei einschläft, jedes unbefangene Gemüt, selbst das des Kandidaten, innig bewegt; einen jüngern auf der zweiten Hauslehrerstelle Weißbrods — das ist ebenfalls ein respektabler Mensch, der wissenschaftlich weitergearbeitet hat, ein Freund der Tübinger Schule, ehrlich bemüht, Glauben und Wissen zu versöhnen; endlich der dritte, der Luisen die Leichenrede hält, ist zwar ein Eiferer und voll Verdachtes gegen die, welche die Kirche nicht regelmäßig besuchen, aber auch er wird von dem Adel der Seele Luisens überwältigt, und es wird uns von ihm im Grunde nur Gutes vermeldet. Mutter Lieschen, die bettelarme Tagelöhnerwitwe, zu der als einem überlegenen Herzen sogar das Stiftsfräulein hinaufsieht und deren Rat sie in allen wichtigen Angelegenheiten einholt, ist, wie nachher alle die guten Spittelfrauen, eifrig fromm, und Anklagen gegen das Christentum als solches werden von keiner Seite her erhoben. Im Gegenteil erbauen sich die beiden Helden bis zuletzt an geistlichen Liedern und Chorälen, und der verweltlichte Kandidat bekennt gegen den Schluß, er habe an Frau Luise die tiefe Weisheit jenes Wortes verstehen gelernt: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Ja, die Stiftsdame erklärt ausdrücklich, daß auch ihr schweres Leid sie an ihrem Gott nicht irre gemacht habe, und verweist dem Johannes seine Frage, wie sie ihre bittern Erfahrungen mit dem Glauben an Gottes Vatergüte reimen könne. In der That findet sich nichts in dem Wesen und Denken dieser einzigartigen Frau, was unfromm heißen dürfte.

Ein gewisses Verständnis für echte Religiosität muß man hiernach dem Dichter zugestehen. Wendungen wie: „Das Schicksal hatte es anders beschlossen“ oder „Da fügte es ein gütiges Schicksal“ würden als rhetorische dawider nicht ins Gewicht fallen. Nur daß für eine ausdrücklich *christliche* Frömmigkeit auch hier Paul Heyse noch Sinn und Neigung mangelt. Alles Kirchliche ist nach seinem Gefühle eine Entartung des Religiösen; es kann ja kein Zufall sein, daß der grundtüchtige Onkel Joachim von Anfang an nie, Luise und der Kandidat späterhin nicht mehr zur Kirche gehen und daß dies so geflissentlich hervorgehoben wird. Freilich die Unkirchlichkeit beweist noch nicht schlechthin für die Unchristlichkeit. Selbst die Abneigung der Stiftsdame gegen Diakonissentum und -Tracht möchte hingehen als Ausfluß ihres Hyperidealismus; auch urteile ich nicht über ihr Wort: „Wenn es einen jüngsten Tag giebt.“ Aber in ihren Abschiedsworten an Johannes liegt gegen den Schluß hin wenigstens etwas, das einem christlichen Gefühl mißfallen muß, gleichviel welchen dogmatischen Standpunkt man vertritt. „Bleibe ich denn nicht bei dir, wohin ich auch gehe? Freilich, wiedersehen — Sie schütteln

langsam den Kopf. Ja, wenn ich nur dich und meinen Jungen wiedersehen könnte — aber die anderen Larven — nein, nein! Wir haben uns hier unten am Tisch des Lebens satt gegessen — oder vielmehr: wir sind kluge Leute und hören auf, wenn es am besten schmeckt — und nun setzen sich andre auf unsre Stühle. Aber wir wollen uns erst noch herzlich ‚Gesegnete Mahlzeit‘ wünschen. Komm! Küsse mich ein einziges mal recht, wie ein liebender Mann seine geliebte Frau — und dann will ich mich ausstrecken und Siesta halten.“ Mir dünken diese Worte nicht einmal natürlich — so redet im Tode auch eine Heldin nicht! Noch weniger freilich sind das die letzten Gedanken einer Christin. Diese selbstzufriedene Ruhe, dies Gefühl des Fertigseins, dies Herabsehen auf die gemeine Masse ringsum ist vielleicht erhaben, aber für ein christliches Gewissen unerschwinglich.

Und das bringt uns auf die Hauptdifferenz zwischen Heyse und uns: ihm fehlt der Begriff der Gnade. Seine Heldin ist, was sie ist, aus eigner Kraft. Einen Gott über ihr, der sie höbe und heiligte, hat sie nicht nötig. Nicht zufällig wird sie wiederholt als eine Heilige bezeichnet, nennt sie selber die verstorbene Gattin des Freiherrn eine Heilige: für die Frömmigkeit Heyses sind letztlich Menschen die Gottheit. Am charakteristischsten bezeugt das der Ausspruch über die Stiftsdame: „Sie trug das Bewußtsein, so oft sie in ihr Herz sich versenkte, den Geist des Friedens, der Liebe und Wahrheit dort zu finden, so allgegenwärtig in sich, daß eine göttliche Ruhe und Sicherheit von ihrer Stirne strahlte.“ Darum ging auch der Pfarrer des Städtchens, nachdem er sich zwei Stunden mit ihr unterhalten, so verklärten Angesichts von dannen, wie Moses, nachdem er auf dem Sinai den Herrn geschaut. Diese Frau bedurfte keines Erlösers, „und wenn man sie über ihren Glauben katechisirt hätte, würde sie wohl schlecht bestanden haben.“ Sie übt das Christentum der That, ohne das des Herzens zu besitzen.

Ist dies möglich? Meines Erachtens nicht, und dieser Fehler macht sich auch an dem Kunstwerke fühlbar und drückt den ästhetischen Wert desselben etwas herab. Frau Luise ist ein Ideal und kein Mensch. Sie ist zu gut, zu groß, zu anbetungswürdig für diese Welt — das Gefühl hat doch der Leser. Auch die glänzende Kunst Heyses kann uns nicht glauben machen, daß rein aus sich heraus ein Mensch diese Freiheit, diesen Adel, diese Tiefe des Geistes erwürbe, vielmehr ganz von selbst besäße. Es fehlt bei der Hauptperson die Entwicklung, die bei dem Kandidaten mit rapider Schnelligkeit von statten geht — aber vom Kampfe mit der Sünde weiß der Dichter überhaupt nichts, zumal nichts von einem Kampfe, in dem man Gott zum Bundesgenossen herbeiruft. Nun verlangen wir natürlich nicht, daß der Dichter uns lauter Musterchristen zeichne, aber wenn er sein Ideal einer Frau zu unsrer Freude nicht ohne Zuthaten warmer Religiosität herstellen will, sähen wir gerne deutlicher darin die Spuren des Kampfes, des sittlichen Ringens, ohne welches es keine Frömmigkeit giebt. Weil diese fehlen, fehlt dem ganzen Werke etwas, das doch zum Roman im strengeren Sinne gehört und ihn von der Novelle unterscheidet. Die Heldin bildet sich nicht vor unsern Augen, sondern ist von vornherein als Himmelsgebilde fertig. Nicht ganz mit Unrecht werden die modernen Enthusiasten des Realismus dieser Dichtung eine gewisse Zeitlosigkeit vorwerfen; von den Stürmen des modernen Lebens hört man nichts in ihr rauschen; wir werden entrückt in eine halb fremde Sphäre. Wir Christen sind gewohnt, der Wirklichkeit der Welt und des Menschen nüchterner ins Auge zu schauen.

J.

Ein Aufruf des Zentralausschusses für die innere Mission

Der Zentralausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche ist entstanden unter dem Eindruck jener Rede, mit welcher Wichern auf dem ersten Wittenberger Kirchentag 1848 der freien christlichen Liebesthätigkeit Tochterrechte im Heimathause der Kirche erstritt. Er sollte das Herz werden, von dem aus „das Blut der Liebe in allen Adern zirkulirte;“ von ihm sollten „erfahrungsreiche Weisheit und leuchtende, zündende Blitze der volksrettenden Liebe“ ausgehen; er sollte sich erbauen zu einer „großen Akademie der evangelischen Liebe.“

Bald sind es vierzig Jahre geworden, seit diese Worte ein Heer von Hoffnungen wachriefen. Der Mann, welcher des Zentralausschusses Seele war, liegt nahe bei Hamburg unter stillem Denkstein, und viele seiner ersten Helfer sind mit ihm schlafen gegangen; aber das von ihnen geschaffene Zentralorgan evangelischer Liebesthätigkeit hat sie in stillem, vielleicht bisweilen allzu bescheidenem Wirken überdauert. Zwar geschah, was einstens in Athen sich begeben. Als dort Kodrus rühmlichen Königstod starb, sprachen die Trauernden: Niemand sei König nach ihm, weil keiner ihm gleichet! Und als Wichern begraben ward, sagte man im Zentralausschuß: Der Stuhl, da dieser König der Liebe gesessen, bleibe leer, bis einmal Gott ihm einen ebenbürtigen Erben zu erwecken gedenkt! Wenn sich darum der hochverehrte Oberkonsistorialrat D. Weiß nur den „stellvertretenden“ Vorsitzenden des Zentralausschusses nennt, so ist er nicht Stellvertreter eines Lebenden, sondern Stellvertreter eines Geschiedenen und eines Erhofften. Aber mag auch der Zentralausschuß sich in gewissem Sinne in einer Wartezeit befinden, wartend auf den Tag der Erfüllung jener Weissagungen, mit denen Wichern ihn weihte, so danken wir ihm doch eine reiche Fülle wertvollster Anregungen. Immer von neuem arbeitet er Denkschriften aus, welche für die verschiedenen Zweige kirchlicher Liebesarbeit sichere Grundlinien ziehen, und sendet seine Reiseprediger hierhin und dorthin, um Herzen zu wecken fürs Opfern und Lieben. Insbesondre empfehlen wir die 1885 von ihm herausgegebene Broschüre: „Frauenarbeit und Familienwohl,“ auf die wir nochmals zurückzukommen gedenken, allen unseren Freunden aufs wärmste. Auch machen wir darauf aufmerksam, daß der Zentralausschuß von jetzt ab für alle sonntägliche Predigtverteilung unter der fluktuirenden Arbeiterbevölkerung die Hälfte der erwachsenden Kosten tragen will. (Näheres durch Prediger Oldenberg, Berlin, Genthinerstr. 38.)

Selbstverständlich kann der Zentralausschuß seiner Aufgabe nur genügen, wenn er reichlich und gern in weiten christlichen Kreisen unterstützt wird, teils durch Geld, teils und hauptsächlich durch thätige Mitarbeit. Und um solche bittet er in dem Aufrufe, welchen wir der heutigen Nummer unsers Blattes beilegen. Es handelt sich um eine hochwichtige Frage: Wie schaffen wir unserm Volke, insbesondre den müden, erholungsbedürftigen Arbeitern, an den leider oft in Sünden gemißbrauchten Sonntagen recht sinnige, erquickende, christliche Freudenstunden? Jeder, der in dieser Frage aus Erfahrung unter Alten oder Jungen, in Stadt oder Land mitreden kann, lasse hören, was ihm das Schönste dünkt! Wie segensvoll, wenn von allen Enden das Rauschen klarer Freudenquellen zusammentönt, um dann wie Harfenklang und Orgelton von Ort zu Ort verstärkt zu hallen, freudeweckend, freudenährend, die Sonntage zu Tagen milden Lichtes im Düster der irdischen Mühsal zu machen!

Es ist uns eine der schönsten Botschaften, die wir erhalten konnten, zu hören, daß im Kreise einer so bedeutsamen Körperschaft, wie es der Zentralausschuß ist, die Frage nach der Freude des Volkes von ernsten, lebenskundigen Männern beraten wird. Daß die Männer der Maschinen auch einmal lächeln und singen, auch einmal werden wie fröhliche Kinder, ist mehr wert als viele tausend Mark mürrisch von ihnen empfangenen Geldes. Daß die Kinder der wonneleeren Arbeiterviertel in der Woche wenigstens einmal hell aufjauchzen und ohne Sünde sich glücklich fühlen, ist eine Hauptfrage für die Erziehung des künftigen Geschlechts. Die Kirche soll aufhören, den Freudebedürftigen nur immer ein faltenreiches Sorgenangesicht zu zeigen. Die Reicheren sollen aufhören, so zu thun, als hätten nur sie das Vorrecht, sich herzlich wohl zu fühlen. Nein, nein! Auch der Packträger an der Ecke, auch der Straßenreiniger, auch der Polizist und Briefträger, auch das Nähmädchen, auch die Waschfrau, sie alle und viele, ungezählte andre haben eine wallende Sehnsucht nach Frohsein, nach kurzen, hellen Silberblicken. Diese Sehnsucht treibt sie in die Tanzsäle, in die schlechten Vorstadttheater, in die dumpfen Trinkstuben, in die Versammlungen träumender Weltverbesserer. Wer dieser Sehnsucht zu dienen versteht, dem wird das Volk die Hand küssen. Jetzt sind es

die Schlechten, die diese Sehnsucht nach Wohlsein benutzen; sind wir denn zu müde, zu gedankenlos, zu arm an eigner edler Freude, um es hundertmal besser zu thun als diese? Jene treibt nur die Selbstsucht, uns treibt die Liebe.

Freude? Wer es ausreden könnte, was alles Freude erwecken kann? Wer es uns vor Augen malen könnte, wie man die Kleinsten der Kleinen erfreut, wie man mit den Knaben spielt, wie man im Kreise der Mädchen sinnig tändelt, wie man Jünglingsseelen in leichter Erholung veredelt und zarten Frohsinn in das Herz der Jungfrauen haucht, wie man Männern die Sonntagsabende ziert und Frauen das Abendrot froher Zufriedenheit über das Angesicht ausgießt — o wer uns das alles so zeigen könnte, daß wir zu seinen Füßen alle zu lebendigen Freudenträgern würden! Der Zentralausschuß will es versuchen, und wir sollen ihm helfen. F N

Vom Evangelischen Bunde

(Studentischer Zweigverein in Leipzig) Aus Leipzig wird uns von studentischer Seite geschrieben:

„Die Schule ist geschlossen, Lehrer und Schüler atmen auf, und wem es möglich, der verläßt die heiße, jetzt so ungemütliche Stadt und sucht irgendwo auf dem Lande oder im Gebirge ein stilles, schattiges Plätzchen. Schon lange liegt das Reisefieber in den Gliedern und für eine ernste, Sammlung und Frische erheischende Arbeit ist niemand mehr zu haben. Doch der Bruder Studio muß noch drei Wochen mit Wissenschaft sich befassen, ehe die Erholung auch ihm winkt.

Indessen ein gutes Mittel gegen die lähmende Sommerhitze ist begeistertes Handeln. Das erfuhren die Freunde des Evangelischen Bundes unter der Leipziger Studentenschaft, als sie sich entschlossen, noch in diesem Semester sich enger zusammenzuschließen und neue Teilnahme für die gute Sache zu werben. Leipzig ist die erste deutsche Universität, auf welcher der Versuch eines studentischen Zweigvereins gewagt wurde, und zu unsrer lebhaften Freude dürfen wir sagen: Der Versuch ist geglückt!

Bereits am 16. Juni vereinigten sich über ein Dutzend Kommilitonen verschiedener Fakultäten und berieten ein Statut, welches, durch einen dreigliedrigen „Ausschuß“ (welcher auf je ein Semester mit der Leitung der Geschäfte betraut wird) der provisorischen Zentralleitung und dem Königlichen Universitätsgericht vorgelegt, von beiden Instanzen in entgegenkommendster Weise genehmigt wurde.

Da die Vereinigung, welche den Namen „Akademische Ortsgruppe des Evangelischen Bundes zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen“ führt, sich hinlänglich erstarkt fühlte, ward mit einem Anschlage am schwarzen Brete nicht länger gezögert. So fand denn Freitag den 15. d. M. im blauen Saale des Krystallpalastes die erste öffentliche Versammlung statt, zu welcher über hundert Kommilitonen sich einfanden. Herr stud. theol. Doerne eröffnete im Namen des Ausschusses die Versammlung mit freundlicher Begrüßung der Erschienenen, vor allem auch der anwesenden Herren Professoren. In klarer und überzeugender Weise wurde vom Sprecher die Notwendigkeit des Ev. Bundes, speziell einer Akademischen Ortsgruppe und der Plan ihrer Thätigkeit dargelegt. Vor allem aber trug zu einer entschiedenen Stellungnahme der Einzelnen die vom Vorsitzenden angeregte Debatte bei, in deren Verlaufe Gegnern des Ev. Bundes in ausgedehntester Weise Gelegenheit zur Begründung ihres Standpunktes gegeben wurde. Als besonders wohlthuend muß es bezeichnet werden, daß trotz scharfer Gegensätzlichkeit der Ansichten der Ton der gegenseitigen Reden ein durchaus würdiger blieb und kein Mißklang in den Gang der Verhandlungen fiel, welchem man allerseits mit der größten Aufmerksamkeit folgte. Ein ganz besondres Glück aber war es für die Akademische Ortsgruppe, daß Herr Geh. Kirchenrat Prof. Fricke, bekanntlich Mitglied des provisorischen Vorstandes des Ev. Bundes, es möglich gemacht hatte, zu erscheinen und nun die Gründung des Ev. Bundes, seine wahren Ziele, die zu deren Erreichung anzuwendenden Mittel und die Pflichten, die er seinen Gliedern auferlegt, den Kommilitonen nach der Debatte in längerer begeisternder Ansprache vorführte. Fünfunddreißig Kommilitonen traten sofort der Akademischen Ortsgruppe bei, welche demnach jetzt bereits achtzig Mitglieder zählt, darunter neben vorwiegenden Theologen eine nicht geringe Zahl Juristen, Philologen (einer ist Ausschußmitglied), Mediziner, Historiker und Naturwissenschaftler. Jedes Mitglied erhält bei einem Minimalbeitrag von einer Mark pro Semester allmonatlich das Organ des Ev. Bundes, die „Kirchliche Korrespondenz“.

Möge denn, das ist unser herzlicher Wunsch, die Sache des Ev. Bundes in Leipzigs Studentenschaft und auf den andern deutschen Hochschulen immer mehr und mehr Boden gewinnen! Und möchten, vor allem in unserm Sachsenlande, hinter den „Jungen“ die „Alten“ nicht zurückbleiben! Ist es doch nicht das erste Mal, daß die akademische Jugend in jugendlicher Frische und Elastizität dem, das die Zukunft hat, ihre Begeisterung entgegenbringt!“

(Generalversammlung in Frankfurt a. M.) Der Vorstand des Ev. Bundes hat für die in den Tagen des 15., 16. und 17. August zu Frankfurt a. M. stattfindende erste, konstituirende Generalversammlung des Ev. Bundes folgende Tages-Ordnung erlassen:

15. August: Empfang. 8 Uhr abends: Gesellige Vereinigung im Frankenbräu am Goethe-Platz. Begrüßungen. — 16. August: 8 Uhr: Sitzung des provisorischen Vorstandes. Neue Mainzerstr 49. 8½ Uhr: Verhandlungen des Vorstandes und der Vertrauensmänner, bezw. der Abgeordneten der Vereine. Ebendaselbst. 11—2½ Uhr: Allgemeine Versammlung der Bundes-Mitglieder. 1. Eröffnung durch Gesang und Gebet. 2. Konstituirung des Bundes. 3. Berichterstattungen: a) des Schriftführers, Konf.-Rat Leuschner, Merseburg; b) des Schatzmeisters, Geh. Reg.-Rat v. Voß, Halle a. S.; c) des Vorsitzenden des Preß-Komitees, Professor D. Nippold, Jena. 4. Vertrauliche Besprechungen: a) betr. interkonfessionelle Verhältnisse, insbesondere den numerischen Rückgang des evangelischen, wie des deutschen Elements in den preußischen Ost-Provinzen. (Wird durch Mitglieder aus Schlesien, ev. auch aus Ostpreußen eingeleitet werden.) b) betr. die katholische Reformbewegung in Deutschland, Schweiz und Oesterreich, eingeleitet durch Professor D. Beyschlag, Halle a. S. 3 Uhr nachmittags: Gemeinsames Mittagessen im Hotel du Nord. 6 Uhr: Gottesdienst in der Pauls-Kirche. (Chorgesang.) Predigt: Pastor Vieregge, Bonn. 8 Uhr abends: Gesellige Vereinigung im Frankenbräu am Goetheplatz. — 17. August: Oeffentliche Hauptversammlung in der Kirche der deutschen ev. reformirten Gemeinde am großen Kornmarkt. 1. Teil. 8—11 Uhr: 1. Eröffnung mit Gesang und Gebet. 2. Ansprache des provisorischen Bundes-Vorsitzenden, Grafen v. Wintzingerode. 3. Konstituirung der Versammlung. 4. Aufgabe und Charakter des Ev. Bundes: Geh. Kirchen-Rat Prof. D. Fricke, Leipzig. Verhandlungen über diesen Gegenstand. — 2. Teil. 11—3 Uhr: Die nationale Bedeutung des deutschen Protestantismus: Prof. D. Benrath, Bonn. Verhandlungen über diesen Gegenstand. 2. Etwaige besondre Anträge. 3. Wahl des Bundes-Vorstandes. — 4 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Saalbau. 8 Uhr abends: Berathung des neu gewählten Vorstandes mit den Vertrauensmännern und den Abgeordneten der Haupt- und Zweigvereine. — Sämtliche Teilnehmer, Mitglieder wie Zuhörer, werden gebeten, auf dem Anmeldebüreau im Gebäude der polytechnischen Gesellschaft (Neue Mainzerstraße 49), wo jede Auskunft erteilt wird, die nötigen Karten zu entnehmen. Erstere legitimiren sich bei Eintritt in die Versammlungen durch die ihnen bereits zugefertigten oder noch an genannter Stelle zu erhebenden Mitgliedskarten. Karten für Zuhörer zu der am 17. August stattfindenden Hauptversammlung verabfolgt ebenda, zu 1 Mark, das Orts-Komitee.

Wohnungen in Gasthäusern zu ermäßigten Preisen oder gastliche Aufnahme in Familien vermittelt Herr Pfarrer Battenberg in Frankfurt a. M., Kleine Friedbergerstraße 18. Gesuche an ihn bis spätestens 8. August.

Aus Siebenbürgen

(Vergewaltigung deutscher Protestanten durch ihre Glaubensgenossen) Mit welchem Hochdruck die Magyarisirung der evangelischen Deutschen in Siebenbürgen auch von ihren Glaubensgenossen betrieben wird, dafür zwei Beispiele. Das eine entnehmen wir dem Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt vom 9. Juni:

Wozu die deutsche Sprache gut ist. Im Konvent des reformirten Donau-Kirchendistriktes lag der Bericht der Budapester theologischen Akademie vor. Dem Berichte ist zu entnehmen, daß von den 47 Zöglingen des Instituts nahezu ein Drittteil den Kurs der englischen Sprache gehört und die Prüfung auch mit gutem Erfolge abgelegt habe, daß jedoch der Lehrkurs der deutschen Sprache nicht abgehalten werden konnte, weil sich keine genügende Anzahl von Hörern meldete. Dieser Umstand bewog den Vorsitzenden Grafen Ludwig Tisza, den Zöglingen eine scharfe Rüge für diese Nachlässigkeit zu erteilen. Sie müßten um so eher Deutsch wissen, weil die Seelsorger am besten zur Magyarisirung der deutschen Gläubigen ihrer Gemeinde beitragen könnten, wenn sie sich in deutscher Sprache mit ihnen verständigen und sie dann zur Erlernung der magyarischen Sprache aneifern würden. Aus diesem Grunde fordert Graf Tisza den Professorenkörper auf, die deutsche Sprache selbst dann vortragen zu lassen, wenn sich auch nur ein einziger Hörer melden sollte. Im übrigen wurde der Bericht zur Kenntnis genommen. —

Das andre stammt direkt aus dem magyarischen Lager. In Nr. 21 des zu Ofenpest erscheinenden Protestáns egyházi és iskolai lap (Protestantisches Kirchen- und Schulblatt) lesen wir folgende Mitteilung:

Dem Verdienste seinen Kranz. Der eifrige Ratsrichter des Alsobaranya-Bacser Kirchenbezirkes Karl Korbai, Advokat in Kula und Grundbesitzer, hat in der jüngsten Bezirksversammlung eine Stiftung von 5000 fl. gemacht, aus deren Zinsen jährlich Belohnungen zu 150 fl., 100 fl. und 50 fl. an diejenigen in den deutschsprachigen Versammlungen (németajku gyülekezeteiben) des Kirchenbezirkes wirkenden Lehrer zu verteilen sind, welche beim Unterricht in der magyarischen Sprache und bei Förderung der Magyarisirung die größten Erfolge aufzuweisen haben. Diese hervorragende That des wackern Ratsrichters bedarf nicht unsers Lobes, aber wir können uns der Bemerkung nicht enthalten, daß diese große Opferwilligkeit eine Bürgschaft für die Verwirklichung eines solchen Zieles ist, für welches jedes magyarische protestantische Herz warm fühlen muß. Die Magyarisirung unsrer Glaubensgenossen fremder Zunge (idegen ajkú hitsorsainknak megmagyarositása) ist eine so allgemeine und so tief gefühlte Notwendigkeit, welcher sich niemand in unsrer Kirche verschließen darf, welcher auch dieses Blatt zu mehreren malen kraftvollen Ausdruck

gegeben, welche unser Oberhirt auch anläßlich seines jüngsten Besuches überzeugend empfohlen und unsern Somogyer Glaubensgenossen deutscher Zunge dringend ans Herz gelegt hat. Mit um so größerer Freude, mit begeistertem Hosiannah begrüßen wir das große Opfer Korbais, welcher thatsächlich das Gebiet einer Aktion von ausgezeichneter Wichtigkeit beschritten hat. Einen Kranz dem Verdienst, Anerkennung der beispielgebenden Opferwilligkeit.

(Hebung des Kirchenbesuchs in Kronstadt) Unter den mancherlei Aufgaben, die zur Beförderung christlich kirchlichen Lebens in der Gegenwart gelöst werden müssen, bleibt Hebung der Gottesdienste und Ermunterung der Gemeinde zu regem Besuche derselben ohne Zweifel eine der ersten und ernstesten. Davon durchdrungen hat das Presbyterium der evangelisch-lutherischen Honterusgemeinde*) in Kronstadt eine Reihe von Maßregeln getroffen, die, will's Gott, nicht ohne dauernden Segen bleiben werden.

Es hat die im Jahre 1881 erfolgte Begründung des evangelischen Kirchenmusikvereins in Kronstadt mit Freuden begrüßt, ihm wiederholt Unterstützungen zukommen lassen und seine zeitweiligen Aufführungen klassischer Kirchenmusik stets mit großem Danke entgegengenommen. Im Anfang des folgenden Jahres regelte das Presbyterium den obligatorischen Kirchenbesuch der Schuljugend und empfahl den Gesanglehrern die zeitweilige Aufführung von Kinderchören in der Pfarrkirche. Gegen Ende des Jahres 1883 wurde beschlossen, den Seminaristenchor in der Pfarrkirche durch die Zöglinge des Tartlerischen Waisenhauses, sowie des Erziehungshauses für unbemittelte sächsische Schüler zu verstärken. Am 1. April 1884 wurde der Organist beauftragt: a) allsonntäglich das Kanzellied durch ein entsprechendes Vorspiel einzuleiten, welch letzteres, so oft eine anderweitige musikalische Aufführung in der Kirche stattfindet, dem Gemeindegesang, d. h. dem zweiten Liede vorauszugehen hat; b) dem nach der Predigt gesungenen Liedervers ein Nachspiel folgen zu lassen; c) jeden vierten Sonntag nach der Predigt eine entsprechende Orgelkomposition vorzutragen, wofür an diesen Sonntagen das Nachspiel zu entfallen habe.

Im Anfang des Jahres 1887 wendete sich nun das Presbyterium in einer Ansprache an die Lehrherrn der Gemeinde mit der Bitte, die Werkstätten am Sonntag Vormittag zu schließen, damit die Gesellen und Lehrlinge den Gottesdienst besuchen können. Selbstverständlich gestaltete sich dieses Ersuchen zu einer Mahnung an die ganze Gemeinde, in deren Mitte am Sonntag fast alle Kaufläden geschlossen sind, den öffentlichen Gottesdienst recht eifrig und regelmäßig zu besuchen. Im Verlaufe der Ansprache, welche nach erfolgter Drucklegung den Gliedern ins Haus getragen wurde, heißt es unter anderm:

Auch bei geläutertem Gottesglauben und gebildeter Sittlichkeit hat der evangelische Gottesdienst noch unschätzbaren Wert. Auch die Menschen der Gegenwart bedürfen besondrer Anlässe, um ihre Gedanken und Gefühle zu sammeln.

Belehrende Vorträge, Konzerte, Ausflüge mögen schön und nützlich sein — niemand bestreitet es; doch den Durst der Menschenseele können sie nicht stillen, wie die altererbten Stücke unsers Gottesdienstes, Gesang, Gebet und Predigt, es vermögen.

Welch feierliche Stunde, wenn Menschen aus den verschiedensten Lebenslagen, Berufsarten und Altersstufen und doch alle, als Volks- und Glaubensgenossen, gleichsam eine Familie bildend, sich im Gotteshause zusammenfinden, sich stärken durch gemeinsamen Gesang, sich erheben an erfrischenden Gedanken, und ihr Leid wie ihre Lust, ihr Streben und Entsagen im Gebete vor den himmlischen Vater bringen!

Solche Zusammenkünfte im Gotteshaus sind eine Behütung für die Jungen, eine Belebung für die Alten, ein Freudenbringer für jedes Haus, ein Eintrachtsstifter für die Gemeinde.

Wo man so den Sonntag als einen Tag gemeinsamer Andacht und Erbauung feiert, da fehlt es neben der religiösen Weihe auch nicht an erhebenden und erfrischenden Anregungen mannichfacher Art. Da kann man reiner Freude an und in der schönen Natur sich hingeben. Da dringt der Sonnenschein harmlosen Frohsinnes in das häusliche und gesellige Leben. Da fühlt man sich neu gestärkt zu den Arbeiten seines Berufes, wie tüchtig für ernste öffentliche Bestrebungen, wobei es gilt, brüderlich zusammenzustehen.

Es ist Sonntag Vormittag.

Die Hausfrau hat willig ein Opfer gebracht, um den Besuch des Gottesdienstes sich und den Hausgenossen zu ermöglichen. Sie ist eine Stunde früher aufgestanden, um die unabweisbaren häuslichen Geschäfte zu verrichten.

Es zog sie zur andächtig versammelten Gemeinde. Erquickt, gehoben, erbaut kehrt sie heim. Zum Mittagstische kommt der Hausvater, ein braver Mann, aber er kommt von der gewohnten Werktagsarbeit, von Kauf und Verkauf; er ist müde, unfreundlich, abgespannt, unwirsch. An einem solchen Mittagstisch kann es keinen freundlichen, erquickenden Sonntag geben, solch ein Sonntag wird nicht zu einem Sonnentag im Leben und kann die Arbeit des Werktags nicht mit freudigem Sinne würzen. . . .

Während der großen Manöver, welche im Herbst vorigen Jahres zu Ehren der Anwesenheit des deutschen Kronprinzen in Baiern abgehalten wurden, berührte der letztere auch die Stadt Bamberg. Es war gerade Sonntag. Die Stadtverwaltung wollte zu Ehren des hohen Gastes auch etwas thun und ordnete eine außerordentliche Uebung der Feuerwehr auf den betreffenden Sonntagsmorgen an. Als aber der Kronprinz durch eine Deputation zu der Vorstellung eingeladen wurde, lehnte er höflich ab, „weil er den Gottesdienst besuchen möchte, der zu eben dieser Stunde stattfinde."

Achtung und Anerkennung gebührt dem Meister, der seine Lehrlinge und Gesellen zum fleißigen Besuche des Gottesdienstes anhält und ihnen hierin mit gutem Beispiele vorangeht! . . .

Durch Verordnungen läßt sich eine würdige Sonntagsfeier nicht herbeiführen.

Das ist nur möglich durch Berufung an die bessere Einsicht und Gesinnung, durch Bildung und Verbreitung einer gesunden öffentlichen Meinung, durch Befestigung einer in dem Volksgewissen wurzelnden Sonntagssitte. . . . .

Die Zeichen der Zeit sind ernst genug, die immer drückender werdenden Verhältnisse stellen immer größere Anforderungen an den Einzelnen und an die Gemeinde. Darum ist zu wünschen, daß jenes Mittel, welches vor allen geeignet ist, den Einzelnen wie das Volk zu kräftigen und aufrecht zu halten, in den Mittelpunkt des Einzel- wie des Volkslebens gestellt werde. Wir meinen die religiöse Vertiefung, deren Förderung die Hauptaufgabe des öffentlichen Gottesdienstes ist.

Durch jene Vertiefung erlangt der Einzelne eine belebende Zuversicht, eine aufrichtende Kraft des Gemütes, die ihn nicht sinken läßt in der Bedrängnis, nicht umkommen läßt im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens. . . . .

Unser Volk sieht in seiner Kirche ein Bollwerk für seinen Fortbestand; doch nur dann mit Recht, wenn es sie als ein Mittel zu seiner religiösen Vertiefung eifrig benützt. Mauern können brechen, Steine verwittern, Gesetze, von Menschen gemacht, können aufgehoben, Rechte entzogen werden. Doch jene Verfassung der Seele, die aus religiöser Vertiefung stammt, ist unerreichbar dem Bedränger; sie verleiht dem Volke eine Widerstandsfähigkeit, die durch keine Gewalt gebrochen werden kann, weil sie es gewiß macht des göttlichen Beistandes, der die Anschläge der Menschen in ihr Gegenteil verkehrt, wenn sie böse gemeint sind.

Im Jahre 1530, auf dem Reichstage zu Augsburg, ließen sich die evangelischen Fürsten von ihren Geistlichen, die sie mitgebracht hatten, fleißig das Wort Gottes predigen. Kaum war aber Kaiser Karl V. dort angekommen, so verlangte er von den Fürsten die Abstellung dieser Predigten. Da antworteten ihm die wackeren Männer, und namentlich Johann, der Beständige, mit großer Bestimmtheit, sie könnten nicht darein willigen, denn sie bedürften des göttlichen Wortes zur Nahrung ihrer Seelen, zumal in so schwieriger Zeit.

Möchte doch dieses Wort des treuen Bekenners auch unter uns Geltung behalten haben und wieder zur Geltung kommen!

Das walte Gott! H N

*) Vergl. das 42. Heft der von uns in Nr. 14 empfohlenen Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins": Johannes Honterus, der Reformator der Sachsen in Siebenbürgen. Von H. Neugeboren, Stadtprediger in Kronstadt. (Barmen, Hugo Klein; 10 Pf.)

Verschiedenes

(Kundgebung zum Prozeß Thümmel) Von der Elberfelder Kreissynode berichtet unter dem 6. Juli die Westd. Ztg.:

Den Hauptgegenstand der Beratungen bildete ein Antrag der Pastoren Conrad und Felke aus Kronenberg, welcher sich auf den Prozeß Thümmel-Wiemann bezog. In der zweistündigen Debatte, die den vorliegenden Gegenstand von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelte, wurde unter allgemeiner Zustimmung der Synode das tiefe Bedauern darüber ausgesprochen, daß in dem genannten Prozesse in der Rede des Staatsanwaltes, der auch das öffentliche Interesse zu vertreten habe, die öffentliche Würdigung der evangelischen Kirche und ihrer berechtigten Interessen vollständig vermißt werde. Der mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität angenommene erste Antrag lautet: „Hochwürdige Provinzial-Synode wolle bei den staatlichen Behörden darüber Beschwerde führen, daß der in der Prozeßverhandlung wider den Pfarrer Thümmel vom 6. bis 15. Juni d. J. amtirende Vertreter der Königl. Staatsanwaltschaft nicht nur, wie es sein Recht gewesen, die Messe, die Marienverehrung und den Cölibat als Einrichtungen der katholischen Kirche dargestellt hat, sondern daß er dieselben als Institutionen von idealer Bedeutung und Wichtigkeit hervorgehoben hat, während dieselben als widergöttliche, unchristliche und unbiblische von der Kirche des Evangeliums dargestellt werden müssen."

Mit Einstimmigkeit wurde angenommen der zweite Antrag: „Hochwürdige Provinzialsynode wolle in Erwägung, daß ein evangelischer Pfarrer auf Grund der Bekenntnisschriften unter Umständen verpflichtet ist, gegen die Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche in Wort und Schrift Zeugnis abzulegen; und in der ferneren Erwägung, daß vom rein juristischen Standpunkte aus schwer zu entscheiden ist, in welcher Absicht die betreffenden Aeußerungen des Geistlichen gethan sind, bez. ob ein animus injuriandi anzunehmen ist, bei der Staatsbehörde beantragen, daß aus § 166 des Reichsstrafgesetzbuches eine Anklage gegen einen evangelischen Geistlichen nur dann erhoben werden kann, wenn zuvor, im Sinne der Kabinets-Ordre vom 29. Januar 1847, die Genehmigung des Kultusministers als Delegaten des höchsten Trägers der evangelischen Kirchengewalt dazu eingeholt ist."

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu als Beilage ein Flugblatt des Zentralausschusses für die innere Mission: „Zur Sonntagsfrage."